

DONNERSTAG

Utopija

Die Quantenmechanik weiß um die Schwierigkeit, gleichzeitig Ort und Geschwindigkeit exakt bestimmen zu können. Dieses fundamentale Theoriegebäude der modernen Physik wurde nun in Kärnten um einen interessanten Aspekt erweitert. In der lieblichen Ortschaft Hundsdoerf im Rosental konnte man nicht einmal die korrekte Bezeichnung des zu beobachtenden Teilchens, eines der zwölf Katastralmoleküle der Gemeinde Feistritz, eruieren. Zweisprachig oder einsprachig? lautete zunächst die harmlose Frage. Sie führte jedoch zu dem ungleich gewichtigeren Rätsel: Wo befindet sich der Ortskern? Nun ist bekannt, dass Ortschaften keine unbeweglichen Gebilde sind, sondern sich auch in Zeit



Alfred Dorfer
ergründet Sein und Zeit
im Süden der Republik

und Raum zu bewegen vermögen. So entfernte sich Hundsdoerf, manchmal auch Podsinja was genannt, im Lauf der Jahre einfach von der viel befahrenen Bundesstraße. Hoch vernünftig, entkommen die geplagten Hundsdoerfer dadurch doch dem Verkehrslärm und den Abgasen. Deshalb wurden jetzt statt Ortsschildern lediglich Verkehrszeichen zur Beschränkung der Geschwindigkeit auf 50 Stundenkilometer am Straßenrand errichtet. Aber es regt sich unverständlicher Widerstand gegen diese salomonische Lösung. Unverbesserlich Gesetzestreue, eine in Kärnten relativ neue Bürgerbewegung, behaupten, dadurch werde eine Erkenntnis des Verfassungsgeschichtshofes ausmanövriert. Unsinn, denn auf den Ortswechsel von Orten kann das Grundgesetz nicht auch noch Rücksicht nehmen. Die Geschwindigkeitsbegrenzung deutet zwar auf ein Ortsgebiet hin, doch kann es andererseits kein Ortsgebiet ohne dazugehörigen Ort geben. Und in diesem Nirgendwo, in der Philosophie auch gerne Utopie genannt, ist Zweisprachigkeit wirklich nicht das zentrale Thema. Utopie/Utopija ist zwar die ständige Begleiterin des existenziellen Kärntner Kernproblems, doch wird dieser südliche Seelenkonflikt nicht dadurch vereinfacht, dass man ihn zweisprachig zum Ausdruck bringt. Das Nirgendwo, gleichgültig welche Sprache dort gesprochen wird, benötigt keine Ortstafeln. Trotz Heisenbergscher Unschärferelation ist es dennoch ratsam, nicht zu schnell durchzufahren.

AUSSERDEM

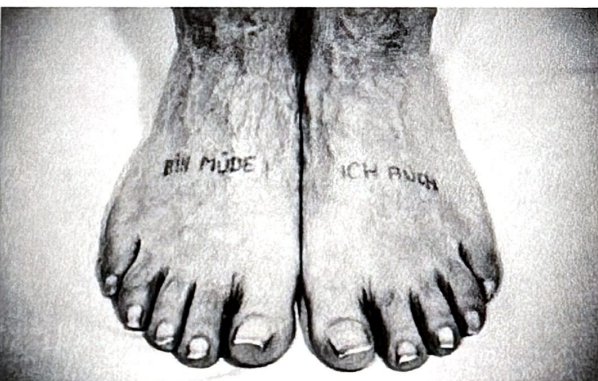
Strammer Max

Der Mann ist ein Unglücksrabe. Vor ein paar Monaten, an einem milden Frühlingstag, war er an die Spitze seiner verwaisten Partei gestolpert. Das war sein großes Missgeschick. Jetzt heißt er Obmann, heißt Vizekanzler gar. Dafür ist ihm auch alle Freud' entrissen. Vorbei das beschauliche Diplomatenleben abseits der öffentlichen Neugierde, da ein besinnliches Stündchen im Kreis der Ritter vom Heiligen Grab den Tagesablauf krönte. Niemand kümmerte es, dass er nichts von Bedeutung zu sagen wusste, dass die Blässe der Gedankenlosigkeit auf seinen milden Zügen lag. Das gehört ja neuerdings zum Anforderungsprofil eines österreichischen Außenministers, der außerhalb der Landesgrenzen ohnehin nichts zu melden hat. Es war ein Nachsommerleben. Jetzt aber soll er hinaus vor das große Publikum, soll gute Stimmung machen für etwas, das in seiner niederösterreichischen Heimatprovinz als Erfolgsrezept gilt. Insektengrübeln er gewiss darüber nach, was sie alles beinhalten mag, diese geheimnisvolle Formel, die Zuspruch und Vertrauen garantiert. Sie beginnt, das muss ihm der Geist, der stets verneint, zugetragen haben, mit den magischen Worten: »Mit mir nicht!« Mehr konnte er nicht vernehmen. Deshalb entgegnet er auf jede Frage: »Mit mir nicht!« Oder: »Mit uns nicht!« Und an Tagen, an denen er wilde Entschlossenheit in seinen Gliedern pulsieren fühlt, fügt er noch hinzu: »Auf keinen Fall, gar keinen Fall!« Jüngst, da sollte er im Fernsehen seine Standpunkte, na gut: diesen einen, ausführlich darlegen. Eine Stunde Sommergespräche, große Bühne, das ganze Land würde noch tagelang von seinem Auftritt elektrisiert sein, davon war er überzeugt. Er ballte beide Fäuste und winkelte die Arme zu einer kraftvollen Bewegung ab, wenn er das Wort ergriß. Das Kinn schnellte energisch vor. Seine markante Nase warf kühne Schatten im Scheinwerferlicht. Doch ach, nur ein verschwindend kleiner Teil des Millionenpublikums schaute hin oder hörte zu. Keiner seiner Mitbewerber, die nun wahrlich auch keine sonderlichen Publikumsmagneten sind, erregte weniger Interesse als der stramme Max aus der Volkspartei. Quotengift heißt das Phänomen im Jargon der Rundfunkbranche. Sicher witzeln jetzt die Kerle in der Redaktion hinter seinem Rücken. Doch davon darf er sich nicht beirren lassen. Er hat seinen Weg klar vor Augen, auf jedem Markierungspfeil stehen jene magischen drei Wörter, die ihn in die Zukunft weisen. Da mag ihm der lästige Koalitionspartner damit drohen, das Volk zu befragen, über Vermögenssteuern, die Abschaffung der Wehrpflicht oder, seinetwegen, über einen zweiten Christbaum vor dem Wiener Rathaus. Er kennt seine Antwort bereits. Er weiß sie auch zu begründen: »Mir kann man nicht drohen.« Solche schlichten Wahrheiten sind es, die dereinst vielleicht doch noch alles zu einem guten Ende führen werden.

Fürs Leben gezeichnet

Gefängnistätowierungen sind ein vergessenes Stück Volkskultur. Ein neuer Bildband widmet sich dem Körperschmuck der Häftlinge

VON FLORIAN GASSER UND JACOB PICHELMANN



Waffen, Frauen, Figuren aus Comicheften und mehr oder weniger subtile Botschaften: Tätowierungen von Häftlingen sind Ausdruck eines Zusammengehörigkeitsgefühls und haben oft wenig mit herkömmlicher Ästhetik zu tun

Foto: Klaus Pichler/Agence Austria



Gerhard Eusebio war 13 Jahre alt, als er sich die ersten Motive in seine Haut stechen ließ. Damals waren Tätowierungen verpönt, nur Ausbeiserte, Vagabunden und Kriminelle verzierten mit den Ornamenten ihren Körper. Heute ist der 42-jährige von Kopf bis Fuß tätowiert, vom stilisierten Frosch am Hals bis zu einem Donald-Duck-Kopf am linken Rist: »Der ist ein Stehaufmännchen wie ich.« Insgesamt drei Jahre lang saß der Steirer wegen verschiedener Drogendelikte im Gefängnis. In der Haft brachte er sich bei, mit selbstgebasteltem Gerät Körperverzierungen anzubringen. »Aus Zündhölzern, Nähnadeln und Tinte haben wir uns das gebaut«, erzählt er und lacht.

Heute sitzt er im Dye Hard Ink, einem Tattoo-studio in der Nähe der Wiener Mariahilfer Straße. Seit einigen Jahren arbeitet er hier als Tätowierer. Die langen dünnen Haare hat er zusammengebunden, in den Ohrläppchen stecken große Ringe. In der Strafanstalt Stein war er in einer Zelle am Ende des Ganges untergebracht. »Ideal, weil da haben's nicht hineingeschoben. Wer erwischte wurde, der ist in Einzelhaft gekommen, in den Keller.« Tätowieren ist in Gefängnissen streng verboten. Bezahlte wurde nur selten mit Geld. Meist gab es für das »Peckerstechen« Tabak oder Kaffee.

Dass heute jede Menge Bürgerkinder Tätowierungen tragen, ist Gerhard Eusebio ein Gräuel. »Für uns drückte die Tätowierung ein Lebens- und Zusammengehörigkeitsgefühl aus. Die Motive waren nicht so wichtig. Heute geht es den jungen Leuten darum, etwas Schönes auf der Haut zu haben«, sagt er. »Die kommen herein, wedeln mit 100 Euro und fragen, was sie dafür bekommen. Aber das hat man ein Leben lang, das sollte schon gut überlegt sein. Doch das tut fast keiner, die machen sich mehr Gedanken über ihre Handys und Autos. Heute ist man schon fast Individualist, wenn man nicht tätowiert ist«, schimpft er.

Tätowierungen waren immer Teil gesellschaftlicher Rituale. Was heute ein Modetrend ist, diente früher der Strafe oder Stigmatisierung oder dem Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer Subkultur – auch einer, der niemand freiwillig beitrifft, wie jener der Sträflinge.

Der Strafvollzug versuchte stets vergeblich, die Praxis zu unterbinden. Früher, weil verhindert werden sollte, dass ein Häftling sichtbar macht, dass er »den herrschenden Wertvorstellungen gleichgültig gegenübersteht«, wie man im Justizministerium erläutert. Heute bestehe das Verbot wegen des Gesundheitsrisikos. Trotzdem ist das Tätowieren fester Bestandteil des Alltags in jeder Haftanstalt. Es ist ein unbekannter und unerforschter Bestandteil der Volkskultur, der seine Hochzeit allerdings hinter sich hat, seit Tätowierungen in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind.

Der Fotograf Klaus Pichler hat sich acht Jahre lang auf die Suche nach Exhäftlingen gemacht, ihre Tätowierungen fotografiert und die Geschichten dahinter aufgeschrieben. 150 Menschen stellten sich dem Steirer zur Verfügung – darunter nur zwei Frauen. Herausgekommen ist die beeindruckende Dokumentation eines Rituals am Rande der Gesellschaft. Im Oktober erscheint eine Auswahl der Fotos in einem Bildband.

Wie viele Tätowierungen Gerhard Eusebio am Körper hat, weiß er nicht genau, zwischen sechzig und achtzig schätzt er. Vom Hals abwärts sind nur noch wenige Stellen frei. Viele Motive erinnern an das Gefängnis. Am rechten Arm wächst der Wächter der Strafanstalt zum Bizeps hoch. »Siehst, wie der bricht, wenn ich den Ellbogen anwinkeln«, sagt er stolz. Natürlich hat sich Eusebio auch die drei Punkte in die Mulde zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand gestochen. An diesem Symbol erkennen einander Exhäftlinge. »Nichts reden, nichts hören, nichts sehen«, soll es besagen.

Tätowierungen als soziale Codes sind fast so alt wie die Menschheit selbst. Schon bei Urvölkern wurden damit Wegmarken im Leben gekennzeichnet: das erste erlegte Tier, die erste Regelblutung oder die Geburt der Kinder. In manchen Kulturkreisen erreichte die Kunst des unauslöschlichen Körperschmucks hohe Meisterschaft. Im 19. Jahrhundert wurde das Tätowieren schließlich auch in Europa zu einem Massenphänomen: Adelige trugen ebenso Farbpigmente in der Haut wie die Angehörigen der untersten Bevölkerungsschichten. Bis zu zwanzig Prozent der Bevölkerung sollen tätowiert gewesen sein, schätzt der Kulturhistoriker Stefan Oettermann. Doch es gab auch entschiedene Gegner wie den italienischen Kriminalanthropologen Cesare Lombroso, der in seiner 1876 erschienenen Studie *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung* zu dem Schluss kam, dass der »geborene Verbrecher« einen Hang zum »Primitiven« hat und nur »Primitiven« tätowiert seien. Seine Schlussfolgerung: Nur Verbrecher seien tätowiert, und habe ein Tätowierter noch kein Verbrechen begangen, so werde er es in Zukunft tun.

Die Thesen verbreiteten sich rasch, Tätowieren wurde kriminalisiert. Auch der Architekt Adolf Loos lehnte die Kunstform ab: »der moderne mensch, der sich tätowiert, ist ein verbrecher oder ein degenerierter«, schrieb er in dem Aufsatz *Ornament und Verbrechen*. Tätowierungen wurden an den sozialen Rand verdrängt. In den Gefängnissen erlebten sie eine Blütezeit, die auch nach dem Zweiten Weltkrieg anhält. Erst Jugendkulturen wie die Punks brachten die Tätowierungen wieder langsam zurück in die Mitte der Gesellschaft und begründeten den modernen Modetrend.

Wer allerdings wie Gerhard Eusebio fast jedes Fleckchen Haut fürs Leben gezeichnet hat, wird nach wie vor gemieden. »Vor allem junge Leute halten Abstand zu mir«, sagt er und lacht. »In der U-Bahn habe ich immer einen Sitzplatz für mich alleine.«

Klaus Pichler: »Fürs Leben gezeichnet. Gefängnistätowierungen und ihre Träger. Fotobuch, Salzburg 2011; 184 Seiten, 29 €